

## Opfergemeinschaft und Meßgebräuche im Altertum und Mittelalter

Die Frage nach der Anteilnahme der Gläubigen am eucharistischen Opfer ist so kritisch und drängend geworden, daß auch kirchliche Synoden sich lebhaft mit ihr beschäftigen und ein Einbiegen der Entwicklungslinie auf frühere Zeiten nur als wünschenswert ansehen. Denn nur wenige verschließen sich der Überzeugung, daß das letzte Entwicklungsstadium weniger erfreulich war und ist. Und diese wenigen zählen zu den Kreisen jener, denen der Gedanke und die Wirklichkeit einer religiösen Gemeinschaft und noch mehr einer liturgischen Gemeinschaft fremd ist.

Von der seelischen Anteilnahme am Opfer des Neuen Bundes und seiner liturgischen Ausgestaltung war früher schon die Rede<sup>1</sup>. Wir wollen uns heute auf das äußere Verhalten bei demselben beschränken.

Aber was liegt denn an der liturgischen oder nichtliturgischen Haltung? Wenn nur der einzelne die rechte Gesinnung hat! Wenn nur durch die Überwindung von Menschenfurcht oder noch besser durch eifrige innere und äußere Betätigung recht viel für das Seelenheil und die Ehre Gottes geschieht!

Das scheint sehr hochgespannt und ist doch sehr bescheiden. Und wo bleibt die gottesdienstliche Gemeinschaft, auf die die Kirche immer so großen Wert gelegt? Masse mag sich da betätigen, aber keine Gemeinschaft. Denn zu ihr gehört gewiß das Bewußtsein aller einzelnen, zu einem bestimmten Ziele in einer bestimmten Form zusammengeschlossen zu sein.

Zudem ist es eine uralte Erfahrung, daß zur Harmonie der menschlichen Natur Äußeres und Inneres einander entsprechen müssen, und daß beides sich gegenseitig stark beeinflusst. Ein Mensch, der nur auf das Innere Wert legen wollte und alles Äußere gehen läßt, wie es eben geht, wird bald auch innerlich verkümmern. Ein anderer, der das Äußere übermäßig betont, wird bald auch in seinem Innern entsprechend gestaltet; er wird veräußerlichen. Ist das Äußere Ausdruck und Abglanz des Innern, dann wird dieses vertieft und gewinnt festere und schönere Form. Und ein Mensch, der für das Innere noch nicht reif ist, wird durch das entsprechende Äußere dazu erzogen; sein Inneres wächst an der äußern Form.

Es ist also gar nicht so gleichgültig, ob die äußere Haltung in der Liturgie diese oder jene ist; und wo die Gemeinschaft von der gleichen innern Gedankenreihe und Gefühlsstimmung getragen ist, da gewinnt auch die äußere Haltung eine bestimmte Gemeinschaftsform. Es hieße ein Naturgemäßes gewaltsam unterbinden, wollte man den Wunsch der Kirche nach Anteilnahme am Gebets- und Opferdienst der Liturgie verwirklichen und dabei jeden äußerlich tun lassen, was ihm beliebt, oder ihn an bestimmte äußere Formen binden, ohne zu beachten, ob sie auch der jeweiligen liturgischen innern Haltung entsprechen.

Was in der alten christlichen Zeit die Gemeinschaft auch äußerlich so hervorragend in die Erscheinung treten ließ, war die vom Altar aus hierarchisch abgestufte, aber bis zum letzten Gläubigen sich erstreckende, alle umfassende,

<sup>1</sup> Vgl. diese Zeitschrift 101 (1921) 125—137.

innerlich und äußerlich jeden einzelnen beherrschende Anteilnahme an Gebet und Opfer. Sie war so weit- und tiefgehend, daß man es ruhig sagen kann, ein Augustinus würde sich in unserer Art, die Messe zu feiern, nicht mehr zurechtfinden.

Ein Bild dieser, man darf sagen idealen christlichen Opfergemeinschaft habe ich im zweiten Kapitel meines Buches „Eucharistia“ (Freiburg 1924) zu entwerfen versucht und verweise die Leser auf diese Ausführungen.

Allzulange hat sich diese Form freilich nicht halten können. Der religiösen und kulturellen Einflüsse waren eben zu viele. Ja selbst in Grundfragen der liturgischen Opfer- und Gebetsgemeinschaft sind im Laufe der Jahrhunderte Wandlungen vor sich gegangen, die das Bewußtsein der Gemeinschaft und seine äußere Form sehr erschwerten, wenn nicht zum guten Teil untergruben. Wandlungen, deren Berechtigung zum Teil noch heute gilt und darum auch eine völlige Rückkehr zu dem früheren Stand nicht möglich macht.

Die erste tiefgreifende Änderung erfuhr die liturgische Gemeinschaft durch die im 5. und 6. Jahrhundert aufkommende Sitte und Vorschrift, den Kanon nicht mehr laut zu singen, sondern halblaut zu beten. Spätere Zeiten haben dieser Maßregel dogmatische Erwägungen zu unterlegen versucht. Aber ohne viel Glück. Denn die schärfere Trennung von Priester und Volk, die man anführt, konnte gar nicht in Frage kommen, weil sie in der alten Zeit noch straffer bei den gottesdienstlichen Funktionen betont worden war, als es später geschah; mochte auch der Priester im bürgerlichen Leben nicht wie heute durch Kleidung, Zölibat und Berufsarbeit von allen andern geschieden sein. Man wird vielmehr Ad. Franz<sup>1</sup> zustimmen können und müssen, es habe eine rein praktische Notwendigkeit vorgelegen. Das Katechumenat hatte aufgehört, wenigstens als allgemein verpflichtende Einrichtung. Die Gotteshäuser standen allen offen, auch den Nichtchristen. In die Scharen der Gläubigen drangen Elemente ein, die dem alten Ideal bei weitem nicht entsprachen. Das Heilige und Heiligste — und dazu rechnete man immer den Kanon — war so der Gefahr einer Entweihung, des Mißbrauchs nur zu sehr ausgesetzt. Man mußte eine neue Arkandisziplin in anderer Form einführen, und man fand sie in der genannten Art, den Kanon zuerst halblaut und dann still zu beten.

Eine Verkürzung der Gläubigen an der Teilnahme am Gottesdienst war damit von selbst gegeben; beabsichtigt war sie keineswegs. Erst später suchte man den gegebenen Tatbestand mit aprioristischen Gründen zu rechtfertigen und kam dann auf den Gedanken, der Kanon müsse den Gläubigen verheimlicht werden. Und so predigte man auf der Kanzel und handelte entsprechend. Bei den Meßerklärungen ging man über den eigentlichen Kanon hinweg und sprach seit dem 13. Jahrhundert aus der neuen eucharistischen Einstellung heraus über die Gegenwart Christi im Altarssakramente, über Anbetung und Gebet zum eucharistischen Herrn. Bis in die Reformationszeit hinein werden Bücher gedruckt, in denen zu lesen ist: den Laien sei es nicht gestattet, die Worte des Kanon und besonders der Konsekration zu lesen. Wie leicht es angesichts dieser Tatsache Luther hatte, seinen erbitterten Kampf gegen die Messe auch mit den größten Verleumdungen über den Kanon zu führen, ergibt sich von selbst; die Geschichte weiß leider, mit welchem Erfolg. Man sah sich dann

<sup>1</sup> Die Messe im deutschen Mittelalter (Freiburg 1902) 618 ff.

unter nicht geringen Gewissensbedenken genötigt, den Kanon wieder der Öffentlichkeit zu übergeben; aber wie vorsichtig man selbst bis in unsere Tage hinein damit zu Werke ging, zeigt die andere Tatsache, daß noch nach 1900 in den Schottischen Meßbüchern die Konsekrationsworte nicht übersetzt waren, sondern an ihrer Stelle Anbetungsgedanken standen.

Wie eingreifend im Laufe der Zeit die Änderung in der Auffassung der Gläubigen von der Messe werden mußte, ergibt sich von selbst. Der Gedanke des Darreichens und der Weihe an den Herrn schwand, und an seine Stelle trat jener der Anbetung. Wie sich die innere Gesinnung dann auf die äußere Haltung übertrug, soll später erwähnt werden.

Von nicht geringem Einfluß auf die liturgische Gemeinschaft war die Stellung und Richtung des Altars. In der alten Zeit stand der Altar meist zwischen Priester und Volk; wir würden heute sagen, der Priester stand hinter dem Altartisch mit dem Angesicht dem Volke zugewandt. Jede seiner Handlungen war allen sichtbar; die Gläubigen zu grüßen benötigte nicht erst eine Umwendung zu ihnen, und wollte er ihnen etwas zeigen, so brauchte er es nicht über sein Haupt hinaus zu erheben. Wenn man unvoreingenommen durch Gewohnheit und Recht die uns heute geläufige Art betrachtet, so muß man es zum wenigsten fremdartig empfinden, daß jemand in seinen Worten immerzu vor einer und zu einer Versammlung spricht und dabei ihr den Rücken zugehrt, von Zeit zu Zeit sich umwendet, um ein kurzes Wort an sie zu richten, und ihr einen Gegenstand in der Weise zeigt, daß er ihn über seinen Kopf erheben muß, damit er sichtbar werde.

Wie ist es dazu gekommen?

Behalten wir zunächst vor Augen, daß der Altar tisch am christlichen Altar die Hauptsache ist, nicht aber die den Gläubigen fast ausschließlich sichtbaren Aufsätze und Bekrönungen. Ferner müssen wir uns in die Zeit versetzen, in der die Symbolik der Ostung, der Richtung nach Osten, fast alles Beten beherrschte; der Jude wandte sich nach Jerusalem, der Mohammedaner wendet sich nach Mekka, der Christ wandte sich nach Osten als dem Symbol des Herrn; daher ja auch die Ostung so vieler unserer Kirchen. Nun empfand man es auf die Dauer als lästig, sich am Altar für das Gebet immer nach Osten wenden zu müssen; ja wenn die Kirche, wie gewöhnlich, mit dem Chortheil nach Osten gerichtet war, dann empfand man es als ungeziemend, daß nun ausgerechnet der Priester nach Westen schaute. Und so kam denn vielerorts der Brauch auf, auch den Altar zu osten und mit ihm den messelesenden Priester. Daß er dabei seiner Versammlung den Rücken zuwandte, wurde nicht als unpassend empfunden, weil die andere Richtung im Bewußtsein aller vorherrschte. Manche Kirchen aus alter Zeit, besonders in Rom und Italien, haben noch Altäre mit der Richtung zum Schiffe hin. Bei uns sind sie so gut wie unbekannt, waren ja auch nie heimisch; der Grund, warum sie zur Chorwand hin stehen, ist völlig dem Bewußtsein entschwunden, ja er lebt überhaupt eigentlich nur noch in alten liturgischen Vorschriften.

Aber man kann es nur als Beeinträchtigung der liturgischen Gemeinschaft ansehen, daß die Entwicklung den Gang genommen. Auch hier wieder nicht im geringsten beabsichtigt und doch von so weittragender Bedeutung<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Vgl. Jos. Braun, Der christliche Altar I 411 ff.

Aus dem Gedanken der liturgischen Gemeinschaft heraus gehen die Ziele heute wieder zum altchristlichen Brauch zurück, und mit Freuden ist es wahrgenommen worden, daß z. B. beim Katholikentag in Stuttgart 1925 der Apostolische Nuntius die Eröffnungsmesse in dieser Form feierte und den Gläubigen sein Angesicht zuwandte.

Ein anderes Moment, das dem Gedanken der Opfergemeinschaft, man möchte fast sagen, zum Verhängnis wurde, ist in dem Gegenspiel von Opfergang und Kommunion zu suchen, soweit es im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr ausfiel oder seinen Charakter durchaus änderte. Über die Entwicklung der Kommunion und ihrer Auffassung ist in anderem Zusammenhang hinreichend gesprochen worden<sup>1</sup>. Die Kommunion der ganzen Opfergemeinschaft der Gläubigen schwand so sehr, daß eigentlich nichts mehr übrig blieb, als ein ausnahmsweises Kommunizieren einzelner, dazu noch häufig genug unter völliger Auflösung des Zusammenhangs mit der Messe. Aber selbst heute, wo wir das Kommunizieren wieder mehr als eine christliche Selbstverständlichkeit werten lernen, wird es vielerorts noch lange dauern, bis sich die alten Zusammenhänge wieder eingebürgert haben. Im Grunde selbstverständlich erscheint die vielen heute noch unverständliche Neigung, auch dem Opfergang in seiner alten oder in einer den neuzeitlichen Verhältnissen angepaßten Form wieder Leben und Gestalt zu geben; denn er ist das naturgemäße Gegenstück der Kommunion, nach der alten liturgischen Auffassung in gewissem Sinne ihre Voraussetzung.

Schwand die Kommunion infolge der veränderten seelischen und religiösen Einstellung der Gläubigen, so mußte der Opfergang in seiner ursprünglichen Form einer neuen Sitte und dann auch Vorschrift seitens der kirchlichen Obrigkeit weichen. Solange nämlich in der Messe das gewöhnliche Weizenbrot seine Verwendung fand, konnten die Gläubigen von ihrem häuslichen Brote mit zur Opferung bringen. Als aber im Laufe des 9. bis 11. Jahrhunderts mehr und mehr ungesäuertes Brot für die Konsekration in der Messe zur Regel wurde, mußten an seine Stelle andere Gaben treten, die dann noch später unter dem Einfluß der aufkommenden Geldwirtschaft in eine Geldspende sich wandelten. Da diesem „Opfer“ aber das Gegenstück der Kommunion schon seit dem beginnenden Mittelalter zu fehlen begann, so nahm es auch selbst einen andern Charakter an. Die kirchliche Obrigkeit hielt bei den Oblationen zwar noch lange den Gedanken einer Gabe an Gott fest, mit der man vor dem Herrn erscheinen solle, aber bei den Gläubigen wurde doch mehr und mehr eine Spende an die Armen und nicht zuletzt an die Geistlichkeit daraus. Unter der mächtigen Einwirkung der Reformatoren, die sich nicht genug tun konnten, auf die Habsucht der Geistlichen hinzuweisen, trat dann auch diese Spende so gut wie ganz zurück. Man braucht nicht in Abrede zu stellen, daß im Laufe des Mittelalters das Oblationswesen Züge angenommen hatte, die nicht mehr erbaulich waren; aber bedauern muß man doch, daß von der Meßopfergabe an Gott seitens der Gläubigen infolge der ganzen Entwicklung dieser Dinge nur die spärlichen Überreste geblieben sind, die wir heute noch in einzelnen Gegenden kennen, und die von ihrem ursprünglichen Charakter so gut wie nichts

<sup>1</sup> Vgl. *K r a m p*, *Eucharistia* Kap. 4.

mehr bewahrt haben<sup>1</sup>. Ob wir aus dieser geschichtlichen Entwicklung heraus wieder zu einem lebendigen Bewußtsein christlicher Opfergemeinschaft gelangen, ehe die Frage nach einer sach- und zeitgemäßen Regelung der beiden Gegenstücke Opfergang und Opferkommunion eine befriedigende Antwort erhalten hat, muß die Zukunft lehren.

Ein Viertes, was seelische Auffassung und äußere Haltung in neue Formen drängte, war seit dem 14. Jahrhundert die starke Betonung der Elevation oder Erhebung der heiligen Gestalten nach der Wandlung und die sich mit ihr verbindende sinnbildliche Darstellung des Leidens Christi. Es macht den Eindruck, als ob man darin ein wirksames Mittel gefunden zu haben glaubte, den immer stärker nachlassenden Besuch der Messe zu beleben. „Die Elevation bildet den Höhepunkt der heiligen Handlung am Altare“ (Ald. Franz). Ihre hervorragende Bedeutung wurde von den Predigern auf das nachdrücklichste betont und auf das eingehendste dargelegt. Das einfache Volk gab sich allerlei abergläubischen Ideen hin und versprach sich die sonderbarsten Dinge von dem Anblick der Hostie bei der Erhebung. Die Leute hielten einen Tag für direkt unglücklich, an dem sie die Erhebung nicht gesehen. Man drängte sich deshalb um den Altar herum, man kannte keine Andacht und Rücksicht, wenn es galt, den ersehnten Augenblick zu erhaschen. Die größten Wirkungen an Leib und Seele versprach man sich, irdische Vorteile und geistliches Wohlergehen: man werde an einem solchen Tage nicht sterben und keine Not haben, oder wenn man sterbe, komme der Anblick der Hostie dem Empfang der Sterbesakramente gleich. Es fehlte nicht an Geistlichen, die all das unterstützen und fördern zu müssen glaubten; sie wiederholten die Erhebung mehrmals in der Messe, bewegten die erhobene Hostie nach allen Richtungen hin, damit nur gar alle sie sehen könnten. Aber eine Wirkung stellte sich ein, die religiös vom größten Schaden war: man kam zur „Messe“ nicht wie zum christlichen Opfer, sondern rein um den Augenblick der Elevation sich zu sichern, und wenn er vorüber, dann ging man seines Weges.

Und was sollte man beten während des Kanon? Wir werden noch sehen, wie es nicht an Männern fehlt, die für die übrige Zeit der Messe ein Mitbeten der liturgischen Gebete fordern und alles andere verwerfen. Eines ausgenommen, und dieses eine wird für den Kanon allein betont: man solle das Leiden Christi betrachten. Die ganze Messe und besonders der geheim zu haltende Kanon wurden aufgelöst in ein System der Allegorie und Symbolik, die das Leiden des Herrn den Gedanken nahebringen sollten. Ursprünglich wohl mehr ein Ersatz für den Kanon, wurde diese Betrachtungsart im Laufe des Mittelalters eigentlicher Gegenstand der Andacht während der Messe; man überließ die Gebete, die ja davon nichts enthalten, dem amtierenden Priester und legte in jede seiner Bewegungen, die allen sichtbar sich vollzogen, ein Symbol hinein, als ob sie keinen andern Zweck hätten, als das Leiden Christi darzustellen. Die Opfergemeinschaft löste sich auf in eine Andacht zum Leiden des Herrn, die bei einzelnen so weit gepflegt wurde, daß sie selbst bei der Elevation nicht aufschauen wollten, um nicht in der persönlichen Betrachtung „gestört“ zu werden.

<sup>1</sup> Vgl. K r a m p, Opfergedanke und Messliturgie<sup>3</sup> u. <sup>4</sup> (Regensburg 1923) 97 ff.

Noch ein Fünftes muß erwähnt werden, das auf die zunehmende Auflösung der Opfergemeinschaft von Einfluß war: die Privatmessen. Wir meinen damit hier jene Messen, die während des Gemeindegottesdienstes an Seitenaltären gelesen wurden und werden, und jene andern, die der Priester mit einem Meßdiener allein für sich liest. Es würde zu weit führen, auf ihre geschichtliche Entwicklung einzugehen. An ihrer dogmatischen Berechtigung ist nicht zu zweifeln, und das Trienter Konzil hat sie gegen die unberechtigten Angriffe der Reformatoren in Schutz genommen. Indes auch das Konzil betrachtet sie nur als einen Ersatz des eigentlichen Gemeindegottesdienstes. Das aber ist dem Bewußtsein vieler leider entschwunden. Ja wir sind diese Messen heute so gewohnt, daß wir sie als das Normale und den Gemeinde- oder Gemeinschaftsgottesdienst als etwas zum wenigsten Außergewöhnliches ansehen, obwohl es doch umgekehrt sein sollte. Obgenannte Nebenmessen aber konnten nur dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der am Gemeindegottesdienst Beteiligten abzulenken und zu zersplittern, zumal in einer Zeit, in der auf die Elevation das Schwergewicht der Messe gelegt wurde: man wollte mitnehmen, was man konnte. Es ist nicht nur eine Legende, wenn man von jener guten alten Landfrau, die in eine Klosterkirche zur Zeit der Messen kam, berichtet, sie habe schließlich vor lauter Sich-bekreuzen und An-die-Brust-schlagen bei den Wandlungen und Kommunionen der verschiedenen Messen nicht mehr gewußt, wo aus und ein.

Es werden der Gründe noch mehr sein<sup>1</sup>. Aber die angeführten mögen hinreichen, wenigstens einigermaßen ein Bild der Entwicklung zu geben, das die Teilnahme der Gläubigen an der Messe im Laufe der Jahrhunderte genommen hat. Man muß es sich vor Augen halten, und wir mußten es kurz zeichnen, um die folgenden Ausführungen über die äußere Haltung während der Messe und ihre Entwicklung grundzulegen und verständlich machen zu können. Ich habe des öfters Vorwürfe über messelesende Priester hören und zurückweisen müssen, weil sie angeblich durch ihre Art des Messelesens die Anwesenden in ihrer Privatandacht „störten“ und dabei doch nur und noch nicht in allem taten, was die Kirche von ihnen verlangt. So stark haben sich die Anschauungen gewandelt.

Über die liturgischen Gebräuche der Gläubigen während der Messe sind wir aus den amtlichen Quellen, d. h. den Meßordnungen usw., wenig unterrichtet, weil diese sich in erster Linie an den Klerus wenden und nur dann vom Volke sprechen, wenn der Klerus im Laufe der Liturgie mit ihm in Verbindung tritt. Aber bei dem Charakter der geschlossenen und straffen Gemeinschaft werden wir nicht fehlgreifen, wenn wir die für den Klerus angezeigte Haltung auch auf das Volk übertragen, eine Annahme, die sich durch die gelegentlichen Bemerkungen zeitgenössischer Schriftsteller durchaus als berechtigt erweist.

Was uns im Gegensatz zu der heutigen Einförmigkeit liturgischer Haltung während der Messe in der alten Zeit und bis hoch ins Mittelalter hinein

<sup>1</sup> Im Rahmen der Gesamtentwicklung darf hier nicht das Problem der liturgischen Sprache übergangen werden, das sich in unserem germanischen Sprachenkreis fühlbarer als sonst erweist. In seiner ganzen Schwere beschäftigt es uns aber erst seit der großen Französischen Revolution, da auch die Gebildeten des Lateinischen völlig entwöhnt wurden; und eine besondere Beeinträchtigung gerade der Opfergemeinschaft wird sich kaum feststellen lassen, da ja der Kanon ohnehin still gebetet wurde.

auffällt, ist die Mannigfaltigkeit und der Reichtum an liturgischen Formen und zugleich das Bewußtsein einer echt naturhaften oder einfach christlichen Symbolik.

Die gewöhnliche Haltung beim Opfer wie beim Gebet war für die Christen die stehende; sie ist ja auch bis auf den heutigen Tag in unserem bürgerlichen Leben die natürliche Haltung der Ehrerbietung vor einem Höherstehenden oder auch allen, denen man Ehrfurcht erweist. Für die Christen kam nach Tertullian noch der Grund hinzu, daß es sich für sie als Auferstandene und in Christus zur Gotteskindschaft Erhobene nicht zieme, wie Knechte und Sünder auf dem Boden zu knien oder zu liegen, und nach Basilius jener andere, das Stehen bringe die Erinnerung und Sehnsucht nach dem Himmel zum Ausdruck, wo ja bei Christus unsere wahre Heimat sei. Wie streng die Kirche es mit der erstgenannten Symbolik nahm, ergibt sich aus dem Kanon 20 des Konzils von Nicäa (325), das den Christen in der österlichen Zeit (von Ostern bis Pfingsten) und an allen Sonntagen, als der wöchentlichen Wiederkehr der Feier des Osterfestes, das Stehen zur strengen Pflicht machte.

Ebenso naturhaft wie das Stehen ist aber auch das Knien als Ausdruck eines dringenden Flehens und einer schuldbewußten Seele. Bei dem Knien denke man aber nicht an eine bloße Kniebeuge, sondern an ein Verharren in der gebeugten Haltung beider Kniee. Unsere heutige Kniebeuge mit dem vorübergehenden Beugen eines Knies kommt gegen Ende des Mittelalters auf und wird erst im 16. Jahrhundert gebräuchlicher. Im Orient ist sie heute noch unbekannt. Früher wurde an ihrer Statt eine Verneigung des Körpers gemacht oder auch nur des Hauptes. Die knieende Gebetshaltung und ein gänzlichliches Sichniederwerfen auf den Boden ist auch im Christentum von den ersten Zeiten an beglaubigt und wurde besonders an Fast- und Bußtagen betätigt, indes nicht bei allem Beten und Opfern, sondern nur bei dem eigentlichen Bittgebet, besonders wenn es sühnenden und büßenden Charakter trug.

Sitzen als Ausdruck der Ruhe und des geruh samen Hinhorchens war anfangs keine liturgische Haltung und hat sich wohl zunächst unter der Einwirkung menschlicher Schwäche oder auch Bequemlichkeit bei gewissen liturgischen Funktionen eingebürgert; nachträglich kann man sagen, daß auch das Sitzen eine durchaus natürliche Haltung ist für die Zeit des Anhörens der Lesungen und Predigten.

Die Haltung der Hände hat im Laufe der Zeit allerlei Wandlungen durchgemacht. Die altchristliche Gebetshaltung war die der erhobenen und ausgebreiteten Hände, wie sie uns in vielen Katakombenbildern erhalten ist. An sich eine natürliche Gebetshaltung aller Völker, bekam sie doch bald einen typisch christlichen Sinn im Gedanken an den mit ausgebreiteten und erhobenen Händen für das Heil der Welt sich darbringenden Erlöser (Tertullian). So gebräuchlich sie in der alten Zeit auch für die Laien gewesen, so ist sie heute fast nur auf den liturgischen Gebrauch des Priesters eingeschränkt und auch hier auf eine Haltung abgeändert worden, die jene ursprüngliche mehr andeutet als wiedergibt; sie soll nämlich so gemacht werden, daß die Handflächen sich parallel laufen und die Hände die Höhe und Breite der Schultern nicht überragen. Beim Volke findet man sie eigentlich nur mehr ausnahmsweise, wenn es die Andacht zu den fünf Wunden Christi verrichtet. Bezeichnend dürfte

sein, daß nur die aus der altrömischen Liturgie stammenden Meßgebete (Kollekte, Präfation, Kanon, Postkommunion) diese Drantenhaltung noch aufweisen, während die der späteren Zeit angehörenden Meßteile auch die spätere Gebetshaltung zeigen.

Das Falten der Hände, bei dem die beiden Handflächen sich aneinanderlegen und die Finger ausgestreckt sind, ist zuerst im 9. Jahrhundert bezeugt und war allem Anschein nach damals schon eine vielverbreitete Sitte. Man führt es auf die gleiche Haltung bei der altgermanischen Huldigung zurück. Beim Volke hat es sich aber nicht zu lange als allgemeine Sitte erhalten. Der Grund dürfte darin zu suchen sein, daß diese Haltung sich längere Zeit ohne erhebliche Ermüdung nicht durchführen läßt und unwillkürlich in jene andere, schon beim alten Plinius bezeugte übergeht, bei der die Finger ineinandergelegt sind. Und es mag wiederum als bezeichnend bemerkt werden, daß bei dem ständig die Haltung wechselnden Priester die erste als liturgische sich aufrecht erhalten, hingegen diese zweite trotz der weiten Verbreitung bei den Gläubigen nie in die Liturgie Eingang gefunden hat.

Eine andere Gebetshaltung alter Zeit ist das kreuzweise Übereinanderlegen beider Arme vor der Brust, auch ein natürliches Zeichen ehrfurchtsvoller Haltung und durch das Kreuz eine Erinnerung an den Erlöser. Sie ist meist mit einer tiefen Körperverneigung verbunden.

Es muß noch beigefügt werden, daß man in der alten Zeit die Haltung der Hände in vielem offen- und freigelassen hat, wie denn auch bis auf den heutigen Tag gerade bei den alten Orden Gebetshaltungen üblich geblieben sind, die bei den Gläubigen als solche nicht mehr gewertet werden, weil diese, man darf sagen, zu einseitig auferzogen sind. Die alte Mannigfaltigkeit ist vielfach einer eintönigen Einförmigkeit gewichen, die die Andacht und Ehrfurcht nicht hebt, sondern oft genug niederdrückt.

Das Schlagen oder Pochen an die Brust ist ein naturhafter Ausdruck des Schuldbekennnisses. Es ist nicht nur eine Tatsache unserer Zeit, daß es oft da vollzogen wird, wo es keinen Sinn hat, ja daß man gar wenig nach Zweck und Sinn fragt; schon Augustinus sieht sich gezwungen, seine Gläubigen zu belehren, sie sollten nicht immer an die Brust schlagen, wenn im Gebete (der Psalmen) das Wort „Bekennnis“ und „bekennen“ vorkomme, denn es habe nicht nur den Sinn eines Sündenbekenntnisses, sondern auch den des Lobpreises.

Im Vorbeigehen muß noch an die Händewaschung erinnert werden, die in alter Zeit als natürliches Symbol seelischer Reinigung vielfach jedem längeren Gebet vorausging; im sogenannten Paradies alter Kirchen war nicht selten ein laufender Brunnen, an dem sich die Gläubigen beim Betreten des Gotteshauses die Hände wuschen. An seine Stelle ist später die Besprengung mit Weihwasser getreten, die bei uns, durchgängig wohl aus reiner Gewohnheit oder, wenn bedacht, mit gründlicher Änderung des ursprünglichen Sinnes, auch beim Verlassen des Gotteshauses vorgenommen wird.

Das uns (mit Ausnahme der Evangelienanfänge und in einigen Gegenden beim Betreten und Verlassen des Gotteshauses) fast nur bekannte große oder lateinische Kreuzzeichen, bei dem die rechte Hand Stirn, Brust und beide Schultern berührt, ist für die Liturgie sehr späten Ursprungs, wenn es anscheinend auch



schon einmal im 6. Jahrhundert erwähnt wird. Auffallend bleibt, daß noch Innozenz III. und Durandus (13. Jahrhundert) keinen Unterschied der Kreuzzeichen anführen, daher aller Wahrscheinlichkeit nach nur das kleine Kreuzzeichen kennen. Auch dieses hat verschiedene Wandlungen durchgemacht. Es ist ein echt christliches Zeichen der Erinnerung und der Segnung und geht auf die ältesten Zeiten zurück. Bis ins Mittelalter machte man es nur auf die Stirn, und zwar je nach der Vorstellung, die man sich vom Kreuze Christi machte, in Form eines T oder + oder X, und alles wieder nur mit dem Daumen oder Zeigefinger der rechten Hand. Später kam dann ein zweites kleines Kreuzzeichen auf die Brust und dann ein drittes auf die Lippen hinzu (12. Jahrhundert), wobei die Reihenfolge Stirn, Lippen, Brust (Herz) eingehalten wurde. Wir haben heute gar keine Vorstellung mehr davon, welche einen mannigfaltigen und ausgiebigen Gebrauch die alten Christen, besonders seit dem 4. Jahrhundert, von dem Kreuzzeichen machten; indes war seine Verwendung in der Liturgie vorerst eine sehr beschränkte und wurde erst im Laufe der Zeit eine reichere, wobei zugleich ein Zurückgehen des Gebrauches im Leben der Gläubigen zu verzeichnen ist.

Aus diesen Angaben können wir uns ein allgemeines Bild der liturgischen Haltung der Gläubigen während der Messe machen, wie es in der alten Zeit üblich gewesen. Es war in allem ein aktives Teilnehmen an dem Gebet und Handeln des Priesters, mit all seinem Reichtum der Abwechslung und Fülle; sein Gebet war ihr Gebet, sein Opfern bis zum Geheimnis der Wandlung in Christi Namen ihr Opfern, seine Haltung und seine Bewegungen ihre Haltung und Bewegungen; kurz, eine große und alle und alles umfassende Opfergemeinschaft.

Es dürfte des weiteren Interesses nicht entbehren, auch die einzelnen Meßordnungen, wenn nicht vollständig, so doch in hinreichender Zahl an uns vorüberziehen zu lassen; denn sie geben uns besonders in der schrittweisen Entwicklung auf unsere heutigen Zustände und Gewohnheiten hin ein lehrreiches Bild.

Die nach der Ausgabe und Zählung Mabillons sog. erste römische Meßordnung aus der Mitte des 8. Jahrhunderts gibt die römischen Gebräuche der päpstlichen Meßordnung. Man wartet sitzend auf die Ankunft des Papstes. Mit dem Introitus — Staffolgebet gab es damals noch nicht — steht man auf und bleibt stehen bis zum Schluß der Kollekte. Man sitzt während der Epistel und steht während des Evangeliums. Von einer Bekreuzung zu Beginn des Evangeliums lesen wir nichts. Der Opfergang wird in der Form vollzogen, daß der Papst und seine Umgebung durch die stehenden Reihen der Gläubigen hindurchgehen und Brot und Wein für die Konsekration der Messe in Empfang nehmen<sup>1</sup>. Soweit der Papst nicht beschäftigt ist, sitzt er; beim Te igitur nach dem Sanctus — unser Offertorialteil war an Gebeten arm, denn er wies nur Orate fratres, Sekret und Präfation auf, und an Handlung um so reicher — tritt der Papst vor den Altar, alle andern bleiben stehen, verbeugen sich aber und bleiben in dieser Haltung bis zum Schluß des Kanon, also unmittelbar vor dem Paternoster, wo sie wieder frei stehen. Von dem

<sup>1</sup> Näheres siehe K r a m p, Eucharistia Kap. 2.

Brauch, den Augustinus für Afrika bezeugt, daß Priester und Volk bei dem „Und vergib uns unsere Schuld“ des Vaterunfers an die Brust schlagen, erwähnt die Meßordnung nichts. Der Friedenskuß wird allen gegeben, auch dem „Volke“, er war ja das altererbte und von den Aposteln selbst empfohlene Zeichen übernatürlicher Liebe und Gemeinschaft aller in Christus. Der Papst setzt sich und empfängt (auch wohl sitzend) die heilige Kommunion. Der Klerus kommuniziert vor dem Throne des Papstes — da nichts Besonderes bemerkt wird, stehend —, die Gläubigen kommunizieren an ihrem Plage — auch hier ist weiter nichts bemerkt, also nach alter Sitte stehend und auf die Hand. Naturgemäß ist über die Haltung der Gläubigen nichts Besonderes angeführt, nur ergibt sich neben Obigem auch aus einer zufälligen Bemerkung, daß die Männer auf der einen und die Frauen auf der andern Seite der Kirche ihren Platz haben. Nach Beendigung der Messe verläßt man gleich das Gotteshaus.

Die zweite römische Meßordnung vom Ende des 8. Jahrhunderts gibt uns einige Erweiterungen. So zunächst für das Evangelium. Beim Dominus vobiscum wenden sich alle, Bischof, Klerus und Volk, gegen Osten; bei sequentia sancti Evangelii . . . machen Diakon, Bischof und Volk das Kreuzzeichen auf Stirn und Brust und wenden sich dann wieder dem Evangelienbuch zu. Alle legen ihre Stöcke nieder — für die langen Gottesdienste und als Stütze gegen so langes und ermüdendes Stehen nahm man damals allgemein einen Stab mit zur Kirche — und legen die Kopfbedeckung ab. Es war allgemeine christliche Sitte bis zum Ende des Mittelalters, daß auch die Männer in der Kirche, mit Ausnahme des Evangeliums und seit dem 14. Jahrhundert auch der Elevation, die Kopfbedeckung aufbehielten<sup>1</sup>. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß die Männer die Gewohnheit hatten, auf der südlichen Seite des Kirchenschiffes zu stehen, d. h. also auf der Epistelseite. Am Schlusse der Evangelienverkündigung machen alle, auch die Gläubigen, wieder ein Kreuzzeichen; der Subdiakon nimmt das Evangelienbuch entgegen und reicht es allen zum Kusse, Bischof, Klerus und Volk. Die Kerzen, die während des Evangeliums auf dem Boden gestanden haben, werden ausgelöscht, die Weihrauchfässer herumgetragen und der Weihrauch von den Leuten mit der Hand der Nase zugeführt, um den Wohlgeruch einzuatmen. Die Opfergaben Brot und Wein werden von den Gläubigen mittels weißer Tüchlein dem sie einsammelnden Bischof (Priester) überreicht<sup>2</sup>, der Archidiakon ordnet sie auf dem Altar zum Zwecke der Konsekration, und der Bischof legt seine zwei Brotgaben hinzu. Der Kanon wird halblaut (*tacite*) vom Bischof allein gebetet, der gesamte Klerus bleibt in einer Körperverbeugung stehen; die Präfation des Paternoster wird wieder laut gesungen. Der Friedenskuß wird noch allgemein gegeben, doch so, daß die

<sup>1</sup> Vgl. auch U. Franz a. a. D. 31. Es ist mir bislang nicht gelungen, den genaueren Zeitpunkt und die Begründung für die Einführung unserer heutigen Sitte in dieser Beziehung festzustellen. Es ist oft merkwürdig, daß unter dem Einfluß von Kulturwandlungen in Neben- dingen dann eine Angleichung, so hier an den Priester am Altare, der beim Opfer immer entblößten Hauptes gestanden, vor sich geht, wenn die Trennung in der Hauptsache immer weiter greift. Ich möchte die Vermutung aussprechen, daß es mit der Wandlung in der eucharistischen Auffassung zusammenhängt (vgl. K r a m p, Eucharistia Kap. 5). Das gleiche scheint mir von der ebenso plötzlich wie unvorbereitet auftretenden knieenden Haltung während mehr oder weniger der ganzen Messe zu gelten. Näheres hierüber weiter unten.

<sup>2</sup> Et populus dat oblationes suas, i. e. panem et vinum, et offerunt cum fanonibus candidis.

Männer ihn nur unter sich und auch die Frauen unter sich geben. Die Austheilung der Kommunion ist noch wie in der ersten römischen Meßordnung.

In der dritten römischen Meßordnung, auch aus dem Ende des 8. Jahrhunderts, werden die Zeremonien beim Evangelium nicht mehr erwähnt. Der Opfergang hat noch die gleiche Gestalt. Nach dem Sanktus bleiben alle in einer Körperverneigung stehen. Auch geben sich die Gläubigen noch den Friedenskuß, und alle empfangen die Kommunion unter beiden Gestalten.

Nach der vierten römischen Meßordnung kommuniziert der Papst stehend am Altar, nach der fünften aus dem 9. Jahrhundert kommuniziert der Bischof wieder an seinem Thron: er steht auf, wendet sich gegen Osten und empfängt so stehend den Leib des Herrn. Der Opfergang ist noch wie früher, indes wird schon bei der Kommunion der Gläubigen beigefügt: alle, die kommunizieren wollen. Die Ausnahmen sind also schon an der Tagesordnung.

Die sechste römische Meßordnung (um das Jahr 1000) läßt den Opfergang in einer abgeänderten Form stattfinden: der Bischof geht an den dafür bestimmten Ort, wo von den Gläubigen, Männern und Frauen, Brot und Wein dargebracht werden; der Diakon, der den Kelch für den Wein hält, reicht jedem der Darbringenden seine Hand zum Kusse hin. Bei der Kommunion empfangen Priester und Diakone den Leib des Herrn auf die Hand, die Subdiakone aber schon in den Mund (ore); von einer Kommunion des Volkes ist nicht mehr die Rede.

Die Meßordnung der Laterankirche von Kardinal Bernhard aus dem 12. Jahrhundert gibt uns ein Bild der römischen Bräuche der damaligen Zeit. Zum Aschermittwoch heißt es: An diesen und allen Ferialtagen knien wir zum Gebet nieder (prosternimus ad orationem), abgesehen von Weihnachten bis zur Oktav von Epiphanie und von Ostern bis Pfingsten. An den Sonntagen und andern Festen von neun Lesungen beten wir — es ist immer nicht die ganze Zeit des Gebetes, sondern die der Oration im engeren Sinne gemeint — nicht knieend, sondern nur gebeugt stehend; auch an Festen von drei Lesungen beten wir knieend. Dergleichen beten wir bei der Messe an Fasttagen — die von Pfingsten ausgenommen —, auch wenn ein Fest gefeiert wird, vom Schlusse des Sanktus an bis zum Per omnia saecula vor dem Agnus Dei knieend (prosternentes). Das Sanktus wird nicht nur vom Klerus, sondern vom ganzen Volke gemeinsam gesungen, weil es ein Willkommgruß des Volkes an den Herrn ist. Welchen Wert man darauf legte, daß die Gläubigen auch der Liturgie des Breviers folgen konnten, zeigt eine Bemerkung: Am Gründonnerstag, Karfreitag und Karfreitag lesen wir eine Predigt des hl. Augustinus, denn das Volk hat größere Freude und Erbauung von einer Predigtlesung, die es versteht, als von einer Erklärung der Psalmen und Paulusbriefe, die schwer verständlich sind. Die Neugetauften sollen an allen Tagen der Oster- und Pfingstwoche zur Messe vorangehen, sollen eine Opfergabe darbringen und kommunizieren. Wie meist in der alten Zeit bringt uns der Karfreitag die eigentliche Meßordnung. Der Altar steht so, daß der Bischof dem Volke das Gesicht zuwendet. Während der Epistel sitzen Bischof und Klerus; zwischen Epistel und Evangelium ist, wie nicht selten damals, die Zubereitung des Kelches angesetzt; man solle eine oder drei oder fünf oder mehr Hostien nehmen, je nach Bedarf. Das Credo soll von Chor und Volk gemeinsam ge-

sungen werden. Wenn der Offertorialgesang begonnen, geht der Bischof in Begleitung des Klerus an den gewohnten Ort zur Entgegennahme der Oblationen. Nach dem ganzen Zusammenhang scheint es nicht mehr Brot und Wein für die Messe zu sein. Als Kommunikanten werden neben dem Bischof erwähnt: Diakon, Subdiakon, die Fratres oder Chormönche und das Volk, und zwar besteht noch Kommunion unter beiden Gestalten. Bei der Kommunion knien die einzelnen vor dem Bischof nieder.

Eine Ergänzung hierzu bietet die Meßerklärung von Papst Innozenz III. aus dem Jahre 1198. Während der Epistel sitzen Priester und Volk. Zu Beginn des Evangeliums machen alle das dreifache Kreuzzeichen auf Stirn, Lippen und Brust, alle stehen dabei. Das Kredo wird von der ganzen Versammlung gemeinsam gesungen. Zum Offertorium heißt es: der Priester nimmt die Oblationen des Volkes oder die Hostien der Meßdiener (Diakon) an; auch hier scheint der Zusammenhang zu fordern, daß nicht mehr Brot und Wein für die Messe von den Gläubigen dargebracht werden, sondern andere Gaben; es wird zwar betont, alle Gläubigen opferten bei der Messe, aber der Gedanke der Stellvertretung durch den Priester scheint doch schon vorzuwiegen. Von einer Kommunion der Gläubigen ist auch hier nicht mehr die Rede, der Papst kommuniziert sitzend auf seinem Throne; außer ihm kommunizieren noch Diakon und Subdiakon.

Die vierzehnte römische Meßordnung aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts gibt uns ein stark verändertes Bild. Während früher Opfergang und Kommunion des Volkes mit das Hauptinteresse fordern und auch zeitlich einen ausgedehnten Teil der eigentlichen Messe ausmachen, ist hier davon nicht mehr die Rede; die Vormesse mit immer neuen Zeremonien gegenüber Personen und Gegenständen braucht zum wenigsten ebensoviel Zeit wie die eigentliche Messe. Und während früher alles sich um den Altar gruppierte und ihm auch alles Interesse galt, ist nunmehr der Bischof der Mittelpunkt; Anweisungen über die Ehrenbezeugungen, die ihm zuteil werden sollen, füllen die Seiten, hinab bis zur Art, wie auf seinem Throne sein Haar gekämmt und gescheitelt werden soll; bis ins kleinste sind Zahl und Art seiner Bedienung geregelt, Kleidung und Bewegung seiner Umgebung vorgeschrieben. Bemerkenswert erscheint, daß das Knien als Ehrfurchtshaltung mehr und mehr die Regel wird. Die spätmittelalterliche Kultur macht sich in allem bemerkbar, Papst und Bischöfe sind auch in der Liturgie nicht mehr nur Priester, sondern auch Fürsten. Vom Opfer und vom Altar ist kaum mehr die Rede.

Die Beschreibung der Bischofsmesse (c. 53) teilt uns einiges Genauere mit. Beim Konfiteor stehen alle, während des vom Chor gesungenen Introitus, Kyrie und Gloria sowie bei der Epistel sitzt man; beim Evangelium stehen alle, und zwar zu dem Orte hingewandt, wo es gesungen wird. An die Stelle der großen Bewegung zum Altare hin, wie sie durch den Opfergang gegeben war, ist nun jene andere getreten, die durch das Inzensieren aller Beteiligten mit Weihrauch entsteht. Nach der Wandlung folgt die Elevation, bei der man aber stehen zu bleiben scheint. Bei dem Gebete Supplices werden die Arme über der Brust gekreuzt, beim Nobis quoque peccatoribus wird an die Brust geschlagen. Der Friedenskuß soll allen gegeben werden, sind aber welche da, die am Schluß der Messe (d. h. nach der Kommunion des Priesters; c. 56)

kommunizieren wollen, dann soll ihnen der Friedenskuß nicht gegeben werden. Die Kommunion wird knieend empfangen.

Von einiger Bedeutung dürften die Vorschriften sein, nach denen ein Kardinal sich zu verhalten hat, wenn er der durch seinen Kaplan gesungenen Messe beiwohnt (c. 61). Zu Beginn soll er stehen, beim Gloria und Kredo aber sitzen. Bei der Kollekte stehe er. Bei der Epistel sitze er und erhebe sich erst zu Beginn des Evangeliums, bei dem er stehe. Dann setze er sich wieder und bleibe so bis zur Präfation. Während dieser stehe er und bleibe stehen bis zur Elevation; „unmittelbar vor“ dieser knie er nieder und bleibe so bis nach der zweiten Konsekration, oder wenn er es vorzieht, bis zum Amen vor dem Paternoster. Bei der Elevation soll er die Kopfbedeckung abnehmen, Haupt und Augen erhoben halten und so knieend den Leib und das Blut des Herrn anbeten. Er soll dann aufstehen und stehen bleiben bis nach der Kommunion des Kelches — er selbst kommuniziert nicht! —, dann sich setzen bis zur Postkommunion, um bei dieser wieder zu stehen. Dann knien oder stehen bis zum Schluß. Eine Ausnahme von dieser Regel bilden die Serial- und Totenmessen außerhalb der österlichen Zeit, bei denen er zur Kollekte, während des Kanon vom Schluß des Sanktus bis zum Per omnia saecula vor dem Agnus Dei, nach dem Friedenskuß bis nach der Kommunion des Kelches und während der Postkommunion knien soll.

Bei den Bestimmungen über die Papstmesse (c. 71) begegnen uns einige schwache Überreste des alten Opferganges: „Was immer, sei es am Fuße des Altares, sei es auf dem Altar, dargebracht wird, ist dem Hauskaplan aus-zuzahlen, abgesehen von Brot und Wein, die den Akoluthen gehören; und so von allem, was die ganze Messe hindurch auf den Altar kommt.“ Beim Oftertorium freilich wird nur eine Hostie dargebracht für das Opfer. Sonst erfahren wir hier nichts Neues. Noch lebt die Ausbreitung der Arme nach der Wandlung und ihre Kreuzung vor der Brust beim Gebet *Supplices*.

Damit sind wir für Rom als dem Zentrum der Christenheit beim Ende des Mittelalters angekommen. War die Entwicklung als Ganzes genommen eine nach aufwärts oder abwärts? Der Altar hat im liturgischen Leben seine alte Bedeutung eingebüßt und im Bewußtsein der Christenheit, das ja für seinen Bau und seine Ausgestaltung maßgebend war, eine Entwicklung angenommen, von der sein bedeutendster Kenner der Gegenwart, Jos. Braun, ausagt: was Nebensache sei, mache sich als Hauptsache geltend, und die Hauptsache sei zu einem bloßen Anhängsel herabgewürdigt worden<sup>1</sup>. Die Bedeutung des Altars ist auf den Bischof oder Priester übergegangen, eine nicht unfruchtbare Entwicklung; aber der Stellvertreter des Herrn ist auch zu einem Stellvertreter der Gläubigen vor Gott geworden, und damit ist die Gemeinschaft in ihrer tatsächlichen Wirklichkeit aufgehoben und zu einer Idee verblaßt. Man hat den so wichtigen Grundsatz fast vergessen: „Soll der Zweck, dessentwillen Christus der Herr in seiner Kirche für die Gläubigen opfernd und gnadenspendend zugegen ist, wirklich erreicht werden, so müssen die Glieder der Kirche ihre subjektive äußere Gottesverehrung mit dem durch sichtbare Stellvertreter vollzogenen Kult des unsichtbaren Hauptes der Kirche, Jesus Christus, ver-

<sup>1</sup> Der christliche Altar II 228 f.

einen.“<sup>1</sup> Der Opfergedanke ist dem Bewußtsein der Gläubigen und leider auch vieler Geistlicher entschwunden.

Die Kirche selbst hat ihre Stellungnahme zu dieser Entwicklung in einer vielfach geäußerten Reformnotwendigkeit niedergelegt und diese Reform dann auch auf dem Trienter Konzil und in seinem Auftrage durch Papst Pius V. vollzogen.

Es wäre ungerecht, wollte man der Kirche einen Vorwurf machen, weil sie diese Entwicklung geduldet oder auch geschaffen hat. Vergleicht man die Haltung der römischen Kirche gegenüber Neuerungen in der Liturgie mit derjenigen anderer, zumal vieler orientalischer Kirchen, so muß man sich wundern über das Beharren bei den altererbten Formen im Wesentlichen bei gleichzeitigem Sichanpassen in unwesentlichen Dingen; sie ist gleichweit entfernt von der absoluten Erstarrung der Liturgie, die z. B. in der russischen Kirche aus dem Gedanken der Vergöttlichung und Verewigung der liturgischen Formen und Gebete vorliegt, wie von einem immerwährenden Ungleichem an die in den verschiedenen Zeiten einflußreichen religiösen Wandlungen. Aber auch bei ihr waren oft die Verhältnisse stärker als der Wille; wir sahen, wie diese Notwendigkeiten schufen, wie maßgebende Gedanken sich verloren, wie neue Gebräuche und Ausfall alter sich durchsetzten auch trotz des entgegengesetzten Willens und Wunsches der Kirche, wie die Kultur und ihre Wandlungen neue Haltungen, Formen und Zeremonien forderten. Und man kann es nur als große Tragik buchen, daß gleichsam alles zusammenkam im Laufe der Jahrhunderte, was die Gemeinschaft der ersten christlichen Zeit, an der der Kirche so viel gelegen, zum großen Teile auflöste.

Und selbst in der leblosen juridischen Vertretungsidee muß man noch ein Festhalten an den alten Idealen anerkennen und bewundern, von denen sich die Kirche nicht hat trennen wollen, und bei der sie gleichsam diese Ideale einseitig, um auf den Tag zu warten, an dem sie wieder zu Leben und Blüte erstehen werden. Und warum sollten sie nicht wieder auferstehen? Die Form mag dann eine andere werden, aber der Gedanke wird leben. Wir haben bei dem Kommunionempfang in unsern Tagen dieses Schauspiel schon einmal erlebt, erleben täglich mehr die Wendung zur Anteilnahme an den Messgebeten der Liturgie. Wer wagt zu sagen, die alte äußere Opfergemeinschaft sei zu ewigem Tode verurteilt?

Über die außerrömischen Verhältnisse geben uns die amtlichen Quellen noch weniger Aufschluß, als es für Rom der Fall war.

Lehrreich sind die Bemerkungen Amalars von Metz († 853), der die Messgebräuche seiner westfränkischen Heimat<sup>2</sup> unter Anlehnung an die römischen Gewohnheiten des 8. Jahrhunderts wiedergibt<sup>3</sup> und sein Buch Ludwig dem Frommen (814—840) widmet. Beim Introitus steht man; das Singen, sagt er, ist eine Arbeit zur Ehre Gottes, daher ist der Brauch aufgekommen, in der Kirche während dieses Teiles des Gottesdienstes nicht zu sitzen (c. 5). „Während der Lesung pflegen wir nach alter Sitte zu sitzen“ (c. 10/11). Auf das Dominus vobiscum, Per omnia saecula saeculorum usw. des Priesters antwortet

<sup>1</sup> Ehalhofer-Eisenhofer, Handbuch der katholischen Liturgik I 26.

<sup>2</sup> Nos Galli c. 6.

<sup>3</sup> De ecclesiasticis officiis lib. 3 (Migne, P. lat. CV 1101 ff.).

immer das ganze Volk (c. 9 19). Zum Evangelium steht man (c. 18). Zum Opfergang bemerkt er: „Während der Priester die Gaben entgegennimmt, singen die Sänger...; wenn er die Gaben angenommen hat, kehrt er zum Altar zurück, um sie vor dem Herrn auf dem Altar entweder selbst zu ordnen oder es durch den Diakon tun zu lassen, die Gaben, die er im folgenden Teile dem Herrn opfern wird (immolaturus).“ „Das Volk gibt seine Gaben, d. h. Brot und Wein, nach der Ordnung des Melchisedech“ (c. 19). Beim Sanktus sollen sich alle (Kleriker) verneigen und so bleiben bis zum Schlusse des Paternoster (c. 22/23). Zur Kommunion bemerkt er: „Es gibt solche, die selten kommunizieren, und solche, die jeden Tag kommunizieren; jeder soll darin tun, wie er seiner Überzeugung nach glaubt handeln zu sollen“; der Hauptmann, der gesagt: „Ich bin nicht würdig“, und Zachäus, der den Herrn freudig aufgenommen, beide haben ihn geehrt, und doch auf so verschiedene, man möchte sagen, entgegengesetzte Weise. In seinen „Eclogae“ bemerkt auch er, daß die Männer die Süd- und die Frauen die Nordseite des Kirchenschiffes einnehmen. Beim Evangelium wendet sich das ganze Volk gegen Osten, alle machen ein Kreuzzeichen auf die Stirn, legen die Stäbe nieder und nehmen die Kopfbedeckungen ab. Eine gelegentliche Bemerkung besagt: man knie vor der Lesung des Evangeliums bei keinem Gebet nieder. Anscheinend spricht das ganze Volk das Credo. Alle bringen Brot und Wein auf reinen Tüchlein dar, der Klerus bringt nur Brot dar. „Es gibt solche“, sagt er hier, „die nur ungern sich an der Darbringung beteiligen; im Grunde sagen sie sich damit von der Erlösung durch Christus los.“<sup>1</sup>

Die Sarum-Meßordnung (Diözese Salisbury in England) aus dem 13. Jahrhundert spricht von einem Küssen des Kreuzbildes nach dem Sanktus, jenes Bildes, das dem Kanon vorgedruckt ist, betont, die Elevation der Hostie solle allen sichtbar vor sich gehen, und will eine Kreuzung der Arme vor der Brust beim Supplices. Die beiden letzten Momente hebt auch die Sarum-Meßordnung aus dem 14. Jahrhundert hervor und spricht außerdem noch von einer ausgebreiteten Erhebung der Arme nach der zweiten Konsekration. Wie Albert der Große einmal bemerkt, war diese Haltung nach der Wandlung nicht nur eine des Priesters, sondern die aller Gläubigen.

Das Missale conventuale der Dominikaner aus dem 13. Jahrhundert bringt einiges Neue. Die Akoluthen sollen während des Staffolgebetes stehen, auch während des Kanon sollen sie (neben Diakon und Subdiakon) stehen; ja es wird verschiedentlich betont, es solle nicht gekniet werden; ein Zeichen, daß die neue Strömung damals aufkam und Fuß faßte. Beim gesungenen Kyrie könne man an Duplertagen auch sitzen. Der Priester solle beim Gebete die Hände nicht über die Schulterhöhe erheben, aber so weit ausbreiten, daß man sie von hinten gut sehen könne. Beim Graduale, währenddessen der Subdiakon den Kelch bereitet, sitzen die andern; bei der Lesung des Evangeliums sollen sich alle, auch die Chormönche, nach der Richtung wenden, wo gerade das Evangelienbuch ist — je nach der Höhe eines Festes war der Ort verschieden —, und vorher und nachher ein Kreuzzeichen machen, der Diakon mache ein dreifaches Kreuzzeichen. Beim Credo sollen alle stehen, beim Schluß des Sanktus sollen

<sup>1</sup> Migne, P. lat. CV 1315 ff.

auch alle Chormönche ein Kreuzzeichen machen, brauchen sich aber dabei nicht zum Altar zu wenden. Während der Wandlung knien alle Meßdiener, der Priester soll die Hostie so hoch heben, daß alle hinter ihm sie sehen können. Beim *Supplices* sollen die Arme vor der Brust gekreuzt werden. Schlußsegens sei je nach der Landesgewohnheit. Gehen die Brüder zur Kommunion, so sollen sie vor dem Konfiteor sich tief verbeugen — so scheint das *prosternant se adorantes* aufzufassen —, die aber nicht kommunizieren und im Chor sind, sollen unterdessen sich nach vorn über die Chorstühle legen (*interim stent super formas prostrati*). In einem Anhang aus dem Jahre 1502 steht über die Privatmesse zu lesen: Der Meßdiener soll während der ganzen Messe wenig oder gar nicht knien (*parum vel nihil sit prostratus*), sondern seine ganze Aufmerksamkeit ungeteilt auf seine Beschäftigung richten. Das Knien galt demnach noch am Ende des Mittelalters im Dominikanerorden als ein Abweichen von der liturgischen Ordnung und als eine private Andachtsübung neben der Messe.

*Indutus Planeta* — so genannt nach den Anfangsworten; der Verfasser ist unbekannt — gibt eine römische Meßordnung aus dem 13. Jahrhundert und ist das ganze Mittelalter für viele außerrömische Kirchen maßgebend gewesen. Das Werk behandelt die Privatmesse und kennt auch in der Ausgabe von 1507 noch nicht das Knien in der Messe. Die Erhebung der Hostie soll so sein, daß alle Umstehenden sie sehen können, nach der Wandlung werden die Hände in Kreuzesform ausgebreitet; eine Erinnerung an alte Gemeinschaft liegt darin, daß es das *Suscipiat* nach dem *Orate fratres* von allen Umstehenden sprechen läßt.

Die *Meditations . . . in the time of the mass* aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und das *Alphabetum sacerdotum*, das die gallikanische Messe am Ende des Mittelalters wiedergibt, sprechen auch von einer Erhebung der Arme in Kreuzesform nach der Wandlung, letzteres ferner von einer Kreuzung der Arme vor der Brust beim *Supplices*.

Wie lagen die Dinge bei uns in Deutschland im späteren Mittelalter? Predigten und Meßerklärungen aus der Zeit geben uns ein Bild. Auf die allgemeine Sitte, während der Messe zu stehen und den Hut aufzubehalten, wurde schon hingewiesen; an die Neuerung, letztern außer während des Evangeliums auch bei der Elevation abzunehmen, wollten sich manche nicht gewöhnen. Berthold von Regensburg gibt genaue Anweisungen über das innere und äußere Verhalten bei der Messe: beim ersten Läuten sollen die Sänger und Meßdiener zur Kirche kommen, beim zweiten das Volk. Als äußere allgemeine Haltung kennt er nur das „Stehen“ vor dem Angesicht des Herrn, vor dem die Heiligen und Engel „knien“. Beim Evangelium soll man sich bekreuzen. Den Opfergang soll man mitmachen, man soll sich und seine materielle Gabe darbringen; die Gründe, die manche abhalten, sich daran zu beteiligen, lasse er nicht gelten. Auch ein Bearbeiter Bertholdscher Predigtgedanken schärft die Pflicht des Opferganges ein; wie sich ergibt, ist es aber nur mehr ein Unterhalt für den Geistlichen; die damit zusammenhängende Sitte mancher Geistlichen, während der Darreichung der Gaben seitens der Gläubigen Lieder zu singen, findet er nicht passend. Berthold spricht auch von der Sitte, beim Evangelium Stab, Mantel und Hut abzulegen. Es sei Gottes Wille, daß man während der Wandlung niederknie, denn so gezieme es sich



bei der Ankunft eines so hohen Herrn; hingegen solle man die erhobene Hostie anschauen, denn dazu werde sie erhoben (A. Franz a. a. O. 652 ff.).

Johannes de Werdena, ein Prediger des 15. Jahrhunderts, sagt: Während der Messe solle man stehen oder knien, nicht aber sitzen, außer der Zeit der Epistel, des Graduale und der Predigt. Knien solle man bei dem *Et homo factus est* des Kredo und bei der Elevation. Gottschalk Hollen, ein Augustiner-eremit († 1481), führt aus: Beim Konfiteor sollen die Laien knien, bei der Epistel sollen sie sitzen, beim Evangelium entblößten Hauptes stehen, bei der Elevation niederknien, beim „Vergib uns unsere Schuld“ des Vaterunfers an die Brust schlagen. Dann tadelt er einige Gebräuche: Einige wollen während der Epistel nicht sitzen, sondern stehen, andere behalten beim Evangelium und bei der Elevation ihre Hüte auf. Er schärft den Opfergang wenigstens an den höchsten Feiertagen ein, die Gaben sollen aber ehrlich erworben sein. Bei der Elevation soll man die Hostie anschauen, nicht aber, wie es einige machen, aufrecht stehen bleiben, sondern niederknien. Ja, das Niederknien war nicht so einfach; man denke nur an die Schnabelschuhe und die hohen Schnürstiefel, die ein Knien praktisch unmöglich machten und doch bei den besseren Leuten in Mode waren. Auch die Berufung auf die guten Kleider, die beim Knien beschmutzt würden, geht durch die ganze Zeit hin bis zu Gabriel Biel an der Wende des 15. Jahrhunderts. Und diese Gründe waren ja auch nicht von der Hand zu weisen, wie sie sich denn auch in der einen oder andern Form bis heute erhalten haben. Nicht zu billigen freilich war eine andere Sitte, daß man sich auch beim Kirchengang nicht von Lieblingstieren, wie Hunden, Katzen und Falken, trennen konnte, sondern sie mit zur Messe nahm. Getadelt wird auch damals schon von den Predigern die Gewohnheit, andere als die liturgischen Messgebete zu verrichten; die Klage, daß man sie nicht verstehe, könne nicht gelten, denn es sei nicht erforderlich, alle einzelnen Worte zu kennen. Wollte man freilich folgerichtig handeln, hätte man auch die Betrachtung des Leidens Christi in der Messe ablehnen müssen.

Aus dem Gesagten ersehen wir, daß die Reste von äußerer Gemeinschaft, die das Mittelalter in der Messe noch hatte, in deutschen Landen im großen und ganzen doch bewußt lebendig waren. Wir dürfen freilich nicht unsern Maßstab von Ehrfurcht und religiöser Zurückhaltung anlegen, denn man stand damals auch in Deutschland nicht mit unserem Ernst in der Nähe Gottes, sondern hatte noch vieles von dem, was wir Menschen des 20. Jahrhunderts heute an den Romanen nicht mehr verstehen. Die Frivolität, mit der in der Reformationszeit alles Katholische in den Staub gezogen wurde, und die bitteren Kämpfe um den Glauben der Väter haben uns still und eingezogen gemacht; dazu hat uns die herbe Tragik des Lebens mit einer religiösen Wehmut erfüllt, die uns nicht selten vor Gott niederbeugt und so die knieende Haltung bei vielen als die eigentliche Gebetshaltung begründet, wie sie auch das Privatgebet beim liturgischen Gemeinschaftsdienst der Messe bei der Mehrzahl wenigstens mit herbeigeführt hat. Was sollte auch liturgische Haltung noch bedeuten, wenn fast alle liturgische Gemeinschaft genommen war! Soweit diese aber lebendig blieb oder wieder zum Leben erwacht, da macht sich auch allezeit das Bestreben geltend, dem innern Menschen den äußern anzugleichen, Freude und Hoffnung, Leid und Buße nicht nur zu empfinden in einsamer Seele, sondern auch im Körper zum Ausdruck zu bringen.

Joseph Kramp S. J.